

## Friedrich Güll, der Dichter der „Kinderheimat“

Ein Gedenkblatt zum 150. Geburtstag am 1. April 1962

Von Alfons Hayduk

In unseren Lesebüchern gibt es einen eisernen Bestand, der zwar seit Urgroßvaters und Großvaters Zeit verständlicherweise arg zusammengeschmolzen ist. Aber da und dort kehren sie immer wieder, die Gedichte, die der junge Lehrer Friedrich Güll in seiner Vaterstadt Ansbach und später durch Jahrzehnte in seinem Wirkungsort München für die Kinderwelt geschrieben hat. Da sind vor allem das „Klesterbüchlein“, „Das Büchlein auf dem Eis“, „Das Osterhäseln“, „Der Pelzentrübel“ und wie sie alle heißen.

Neben der mittelbairischen Stadt Ansbach, die das Geburtsland Friedrich Gülls in Dörsen küllt, dazu ein Güllortlein an der Johanniskirche, eine Güllschule und eine Güllstraße ihr eigen nennt, hat auch die Stadt München des Jugenddichters nicht vergessen, der fünfundsiebzig Jahre in ihrem Schuldienst gestanden hat. An Gülls Münchener Wohn- und Sterbehaus, Mittererstraße 3, ebenso am Schulhaus in der Herweg-Wilhelm-Straße erinnern Gedenktafeln an den „Vater der modernen Jugenddichtung“, wie man ihn genannt hat. Sechsannechtszigjährig verstarb Güll Weihnachten 1879; er ruht auf dem Münchener Südfriedhof.

Der Münchener Spätromantiker Graf von Pocci und Gülls Malerfreund Kaufbach sind mit ihrer zeitgenössischen Illustrationskunst behilflich gewesen, die Kindergedichte wahrhaft vollständig zu machen, zur „Kinderheimat in Liedern und Bildern“, wie die Sammlung Gülls bald betitelt wurde und überall in Schule und Haus begeisterte Aufnahme fand. Auffer dem Hallmannschen „Sinnwortschatz“ werden wir kaum eine damals so verbreiteten Jugendschrift wie Gülls „Kinderheimat“ begegnen.

Friedrich Güll, der Dichter der „Kinderheimat“, wurde vor einhundertfünfzig Jahren im Herzen der alten Markgrafenstadt Ansbach geboren. Vor genau einhundertfünfundzwanzig Jahren erschien die erste Ausgabe seines Gedichtbuches. Es wurde immer wieder neu gedruckt und so bekannt, ja beliebt und begehrt, daß Gülls Biograph und Nachlassverwalter, der Schlesier Lehmann, schließlich schreiben konnte: „Wir kennen ihn alle; uns alle hat sein erdnen Herz beschenkt.“ Mit seinen feillichen Reimen, so hieß es weiter, sind wir aufgewachsen, haben wir gescheret und gelacht und an gar manchen seiner Strophen haben wir buchstabioren gelernt.

So ist es geblieben bis in unser unruhiges Jahrhundert hinein. Dann freilich geriet „Vater Güll“ durch die Zeitläufe langsam ins Vergessen. Selbst in den Lesebüchern wurden seine Verse, die vorher jedermann kannte, immer seltener. Und schließlich konnte es geschehen, daß manche Mutter, mancher Vater und der Jugendfreund vergeblich nach Gülls „Kinderheimat“ in der Buchhandlung fragten. Dabei hatte sich kein Gerüchtere als Gustav Schwab, der Herausgeber der „Deutschen Volkstücher“, und der „Schönsten Sagen des klassischen Altertums“ bereits freudig bemüht, mit einem Vorwort zur ersten Auflage die Gedichte des damals noch unbekanntes, erst fünfundswan-

zigstehigen Poeten und Volksschullehrern als gleichwertig denen des vielgeleiteten Friedrich Rückert der Öffentlichkeit zu empfehlen. Galls Verse, so schrieb Schwab begeistert, schienen ihm die Klippe so vieler verfehlter Versuche in Poesien dieser Art „so glücklich vermeiden zu haben, so viel kindliche Unbefangenheit zu atmen und besonnenes Dichtertalent zu verbergen, die Lehren, die darin verflochten sind, mit so wenig Lehrernotiz und so viel Laune vorzutragen, daß ihm ihr dichterischer Wert ebensomahl als ihr pädagogischer unzweifelhaft deutete.“

Das gilt im wesentlichen auch heute noch wie vor einhundertfünfzig Jahren. Mag im albanaischen Tempo der Zeit auch dieses oder jenes Gedicht sein gemütliches Behagen und sein etwas besinnliches wie gemütliches Vorweilen in der einst gewohnten, hässlich behäuteten Welt der Kleinsten eingebüßt haben — im ganzen gesehen bleibt Friedrich Gäll „obenan in der Reihe unserer besten Kinderdichter“, wie Lohmeyer 1890 in seinem Nachruf sagte, worin er die „seltsame Fähigkeit, den Volks- und Kinderton zu treffen“, hervorhob. Unter alt und jung wäre wohl niemand, „der nicht eine ganze Reihe von diesen Kinderreimen von seiner Jugendzeit her, mindestens bruchstückweise, auswendig wüßte, ohne zu ahnen, daß Gäll der Verfasser dieser Gedichte war, daß diese Verse überhaupt „gedichtet“ worden sind. Wir meinen, sie als alte Volkswissen von den Kindern auf der Straße aufzulösen, und aus der Großmutter Erinnerungen übernommen zu haben; und gerade in dieser Eingliederung liegt der Prüfstein für ihre lautere Natürlichkeit und Echtheit. Solche Töne kann eben nicht die feinste Beobachtung ertauschen, die geschulteste Kunst erfinden.“

Kann einem Jugenddichter wohl Schöneres, Gültigeres widerfahren, als daß seine Poesie zum Volksgut eingegangen, zum Volkslied geworden ist! Daß sie nunmehr von Menschenalter zu Menschenalter weiterlebt, als wäre sie schon immer dagesessen auf dem Goldgrund der Geszeiten wie große Dichtung auch!

Der heimliche Stolz des an sich so bescheidenen Friedrich Gäll mag es rechtens geben haben:

„Ein Goldschmied war mein Vater,  
War mein Großvater schon,  
Und eine Goldschmiedsader  
Pochte auch in mir, dem Sohn.“

Das Volkslied in seiner formalen Ansprechbarkeit und bezugsreichen Schlichtheit, hinter denen aber immer Klarheit und Wahrheit in jedem Eingriffsmal des Gemütes schwingen und klingen, das Volkslied, die Volkssprache, der Kinderreim in ihrer Ursprünglichkeit sind für Friedrich Gäll lauteres Vorbild und nachahmenswerte Poesie gewesen. Dieses im einzelnen aufzuzeigen wäre reizvoll. Der Dichter der „Kinderheimat“ hat sich hier nicht etwa nur vagen Eingebungen, zufälligen Lautspielen, Alliterationen, Assonanzen und Versmaßen hingegeben. Sein Münchener Biograph Friedrich Gärtner („Friedrich Gäll, ein Bild seines Lebens und Wirkens“, München 1890) weist aus den hinterlassenen Aufzeichnungen nach, mit welcher erstaunlichen Gründlichkeit und Systematik der anscheinend so leichtbeschwingte, mühselos reitende Sänger am Werk war, Sprache und Form zu meistern. Nachhaltige Studien gingen dem gütigen Geschenk der Muse voraus.

Einblick in die „Werkstatt“ des Dichters gibt seine eigene Erzählung, worin sich seine Anforderungen und Maßstäbe für die Ansprechbarkeit der Jugend

offenbar: „Wenn ich ein Kinderlied erinne, sehe ich im Geiste eine Schaar Kinder um mich versammelt. Ich sehe ihnen in die Augen, ob es bei jedem Verse steck, Nicken die Köpfchen zustimmend, dann habe ich das Rechte getroffen, Heiter die Mienen kalt oder werden gar die Köpfe befrömmlend geschüttelt, dann gehst jede Zeile dem — Papierkorb.“ Und ein andermal heißt es: „Mir selber kam es stets so vor, als wär' ich bald da, bald dort mit meiner Seele in irgend ein Kind hineingeschlägt, um mit seiner Zunge all das zu schwätzen und plaudern, und singen zu können, was das kleine Volk träumend und lächelnd aussinniert.“

Bei solcher Darstellung zum Kinder- und Volksleben liegt die besondere Wertschätzung der Mundart durch Gäll auf der Hand. Es war gewiß keine Großsprecherei, wenn er von sich bekannte: „Ich lese alle Mundarten Deutschlands ohne besondere Schwärzigkeiten.“ Unwägbar ist zu betonen, daß Meister der Mundartdichtung wie Gombell, Grotz, Hebel, Reuter, Sicker in ihren circa beginnenden Vierziger Jahren seiner Ansbacher Heimatmandart, wie später von seinen Münchener Reifejahren her dem Bayerischen, galt seine besondere Vorliebe. Seine erste Schulstelle in dem Dorfe Hachland, nordwestlich von Ansbach gelegen, wo der junge Hilfslehrer zwei Jahre lang 129 Kinder unterrichtete, bis er dann ein Jahrzehnt in Ansbach tätig war, bedeutete zufällig für den angehenden Dichter das Grundstein zur Volkserbundenheit und Volkstüchtigkeit. In diesem Zusammenhang verdient die Minschurg Gärtners erhöhte Beachtung. Gäll habe die erste Fassung eines großen Teils seiner Kinderlieder nach seiner eigenen Aussage im fränkischen und schwäbischen Stadtdialekt geschrieben. Daß bei der Übertragung ins Hochdeutsche manches von der frischen Ursprünglichkeit der Mundart verloren ging, hat Gäll selbst bedauert und istark für den jetzigen Titel: „Wie das Finklein das Bäuerlein im Schwarlein besacht“ die Originalfassung: „Wie's Finkle's Bäuerle im Schwarle besacht.“

Wenn trotzdem Galls „Kinderheimat“ sich Heimatrecht in Süd und Nord, West und Ost erworben hat, zeugt es für die ihr innewohnende poetische Kraft und die tieferen Werte des Genüts, die über den Tag hinaus gültig bleiben, verwurzelt im Wesensgrund des Dichters, dem in treffender Kürze sein Spruch erblich:

„Die größte Wohltat, die da Kindern kannst ertzeigen,  
Mach ihnen Gottesfurcht und Menschenliebe eigen.“

So ist es Anerkennung, Dank und Liebe eines, der selbst nach schon über ein halbes Jahrhundert sich von Galls schlichten Kindergedichten immer wieder beschenkt und beglückt fühlt, hier ein Gedenkblatt für die von Auflage zu Auflage unzulänglicher gewordenen „Kinderheimat“ zu bieten. Sie mag freilich weniger modern und aktuell sein als die Verse heutiger Autoren. Was sie aber unermesslicher auszeichnet und wirklich zu einer bleibenden Heimat macht, ist ihr Einwerden mit dem kindlichen Genüts, mit dem kindlichen Geist, in Friedrich Galls unsterbliches, weil immer gültiges Herz.

#### Literaturhinweise:

Felix Lehmann, „Die Erbauungszeit“ in „Deutsche Jugend“, Monatschrift Jg. 1914, Sonderheft „Kinderheimat, dritte Folge“ 194 unter „Kleines“ von Friedrich Gäll (Stuttgart), Oktober, 1. Aufl. 1914, S. 7-11.

Friedrich Gärner, „Friedrich G. G. Ein Bild seines Lebens und Wirkens“, 71 S. München 1904.  
Julianus Orth, „Friedrich W. G.“ in „Lebensbilder von Frankfurt“, Bd. 4, S. 111-124, Wiesbaden 1902.

## Gruß an Georg Schneider zum 60. Geburtstag

Georg Schneider, der am 15. April 1902 in Coburg geboren wurde, lebt als Rektor einer großen Schule in München. Es ist nicht zufällig, daß der Jubilar, der in jugendlicher Frische und Beweglichkeit seinen 60. Geburtstag feiern kann, eine besonders schöne, von der Fränkischen Bibliophilengesellschaft veranstaltete Auswahl dem „Gedächtnis und Vermächtnis“ seines fränkischen Landsmannes Friedrich Rückert gewidmet hat. In der geistigen Nachbarschaft von Friedrich Rückert und doch als völlig eigenwüchsiger Autor hat auch Georg Schneider seine literarischen Werke angesetzt. Wie Rückert ist auch er als ferngewandter und fruchtbarer Lyriker hervorgetreten, wie Rückert hat auch er die Lyrik anderer Kulturkreise feinfühlig nachempfunden und in beherrschter Dichtersprache neu gestaltet. So stammen aus der französischen Literatur folgende Nachdichtungen aus der kundigen Feder Georg Schneiders: „Die gelben Liebschaften“ des Tristan Corbière, „Chansons, alfranzösische Liebes- und Volkslieder“, „Ausgewählte Gedichte“ von Jean Cocteau. In die große englische Dichtung führt das Bändchen „Lieder“ von William Shakespeare, dem Chinesischen nachgedichtet sind die Sammlungen „Staub von einer Bambushütte“ sowie „Maßeserblatt und Seidenfalter“. Die meisten dieser Nachdichtungen erschienen in den hübsch ausgestatteten kleinen Geschenkbüchern des Langen-Müller Verlages. In all diesen und anderen lyrischen Übersetzungen erweist sich Georg Schneider als Meister der Form, als Sprachkünstler, der den Sinngehalt der fremden Dichtung sicher erfährt und mit beschwingtem Wort der deutschen Sprache einverleibt. Als eigenständiger Lyriker, der hohe Sprachkunst mit der Kraft der Aussage verbindet, zeigt sich dann Georg Schneider in einer Reihe selbständiger Gedichtkreise: im Jahr 1925 begann er mit dem Opus „Die Barke“, in den vierziger Jahren folgten die lyrischen Sammlungen „Zwarzig Gedichte“, „Stimme der Heimat“, „Nur wer in Flammen steht“ und „Das Haunoglöcklein“. 1953 fügten sich die „Sieben Töne“ an und 1960 rundeten sich seine Gedichte zu dem Band „Atem der Jahre“. Auch in diesem Band ist der lyrische Bogen weit gespannt, neben der Schau in die innere Landschaft der Seele finden sich zahlreiche Strophen, in denen Georg Schneider über die Erde hin schreitet und mit Bildern der Ferne seine eigenen Visionen bewältigt. Ein zarter japanischer Pinselstrich steht neben groß ausgeführten Gemälden. Eine Pilgerfahrt, die ebenso gern an heimatischer Stätte weilt wie auf orientalischen Karawanenwegen! Ein weiträumiger Kreis von Gedanken!

Neben den Übertragungen und den eigenen Gedichtbüchern stehen im Werkverzeichnis Georg Schneiders 1942 die „Jugd über ein Thema von Rainer Maria Rilke“ und 1949 die Ausgabe „Deutsche Dichter in Handschriften“. Zu einer so lebendigen und geistumfassenden Erscheinung wie Georg Schneider gehören wesentlich auch seine Anthologien, mit denen er interessante Themen eingefangen hat. Bereits 1937 hat er eine solche Anthologie unserer fränkischen Heimat gewidmet: „Franken, Hochklang einer Landschaft“, nannte er seine anregende Sammlung. Später gab er die „unartigen Mäusenkinder“ von Richard Zanzonis in lockerer Manier neu heraus, bot mit „Salut Silverius“ deutsche Neujahresgedichte dar, trug launig und spritzig Gedichte und Prosa zum Thema „Fasching — Fastnacht — Karneval“ zusammen und vereinigte